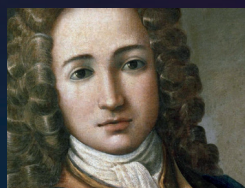


Uwe Schneider



# Gefährliches Dolce Vita

Der junge Georg Friedrich Händel  
in Italien

Königshausen & Neumann

Historischer Kriminalroman



Uwe Schneider

—

Gefährliches Dolce Vita

Uwe Schneider, geboren am 6.12.1954 in Breitenbach bei Kassel, arbeitete nach dem Studium der Musik und ev. Theologie bis zu seiner Pensionierung als Lehrer.

Heute ist er für die Museumsverwaltung Wetzlar im Bereich Bildung und Vermittlung tätig.

Sein erster Roman *Die Leiden des jungen Jerusalem* ist im Verlag Königshausen & Neumann erschienen.

Uwe Schneider

# Gefährliches Dolce Vita

Der junge Georg Friedrich Händel in Italien

Historischer Kriminalroman

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2025

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: Historische Ansicht Rom: Oswald Achenbach

Händelportrait: unbekannt

Foto Autor: Gert Heiland

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9197-1

eISBN 978-3-8260-9198-8

[www.koenigshausen-neumann.de](http://www.koenigshausen-neumann.de)

[www.ebook.de](http://www.ebook.de)

[www.buchhandel.de](http://www.buchhandel.de)

[www.buchkatalog.de](http://www.buchkatalog.de)

*FÜR ELISE*

*31.10.2024*

*8.51 Uhr*



## Prolog

Giulio Simonis hat Hunger. Mit fiebrigen Augen sieht er Melonen, Äpfel, Zucchini, blutige Fleischstücke, lebende Hühner in wackligen Holzkäfigen, Brot und einen großen Bottich mit Suppe. Die Straße ist voller Menschen, so dass es scheint, es gäbe kein Durchkommen. Aber genau das ist für ihn von großem Vorteil.

Auf wackligen Handkarren werden die Köstlichkeiten präsentiert. Das Ganze auf der Piazza Rotonda in der Nähe des Pantheons einen Markt zu nennen, wäre allerdings übertrieben, aber für Giulio scheint es wie die Cuccagna-Burg, die zum Karneval in Neapel errichtet wird. An einem hohen Holzgerüst hängen dort alle nur erdenklichen Köstlichkeiten, die die Armen der Stadt in wilden Kämpfen und halsbrecherischen Klettereien zu erreichen suchen. Damals war Giulio noch zu klein, um daran teilzunehmen. Aber den Geruch von all den Leckereien hat er immer noch in der Nase. Oder ist es nur der Hunger, der ihm diesen Geruch vorgaukelt?

Erst vor zwei Tagen ist er aus dem Süden völlig erschöpft in Rom angekommen. Nach seinem freudlosen Elend in Neapel hatte er mit großen Hoffnungen diesen Schritt gewagt – bisher ohne Erfolg.

Er späht um eine Häuserrecke zu den Ständen und muss zugeben, mit den Köstlichkeiten, die beim Spektakel des Paese di Cuccagna zu sehen sind, kann das vor ihm Liegende nicht mithalten. Dort gab es gebratene Hühner, geräucherte Fische, riesige Käseräder, Süßigkeiten, ganze Schinken und so vieles mehr. Er darf gar nicht daran denken, so sehr läuft ihm das Wasser im Mund zusammen.

Aber Giulio hat nun lange genug auf der Straße gelebt, um zu wissen: Träume machen nicht satt, nur das, was man mit den eigenen Händen fassen kann. Vorsichtig schaut er sich um und versucht

seine Chancen abzuschätzen. Fleisch wäre gut, aber wo kann er es braten, Suppe ist für einen Dieb eher eine Unmöglichkeit, eine Melone wäre natürlich nicht schlecht, macht aber nicht satt.

Noch einmal schaut er sich um.

Was er jedoch nicht sieht, ist, dass auch er beobachtet wird. Am Ende des Marktes lehnen drei Gestalten an einer Hauswand und lassen Giulio nicht aus den Augen. Einer von ihnen ist ein Riese. Der mächtige Glatzkopf sitzt fast ohne Hals auf dem Stiernacken.

„Was meinst du, Maresciallo?“, fragt ein kleiner Mann, der neben dem Riesen fast wie ein Zwerg wirkt.

Der Angesprochene nickt nur mit einem vielsagenden Grinsen und schaut amüsiert zu dem jungen Mann, der sich schlendernd, als hätte er alle Zeit der Welt, nähert.

Vor dem Karren mit den gestapelten Broten dreht Giulio sich interessiert zur anderen Straßenseite. Als wäre das Gemüse dort für ihn von allergrößtem Interesse. Dann geht es sehr schnell. In einer einzigen Bewegung fliegt er um sich herum, schnappt nach einem Brot, hat es fest in der Hand, rennt los und schon hört er hinter sich Geschrei. Wendig wie ein Hase auf der Flucht hechtet er durch die Masse. Verteilt mit dem Ellenbogen Schläge und muss selbst auch einiges einstecken. Aber er kommt überraschend gut voran. Vor dem Fleischstand kann er nicht anders, rempelt zwei Kunden zur Seite, greift ein blutiges Stück, das ihm fast aus den Händen geglitten wäre und ist schon wieder in der Masse verschwunden.

Zwar ist das Geschrei hinter ihm lauter geworden, aber rechter Hand kommt schon der Eingang einer engen Gasse näher. Blitzschnell ist er darin verschwunden. Rennt bis das Herz in der Brust zerspringen will. Noch einmal in die nächste Gasse. Ein Spalt zwischen zwei Häusern. Dort sollte er vorerst in Sicherheit sein. Mit

pumpenden Lungen, seine Schätze stolz in den Armen haltend, wartet er. Wartet, bis er glaubt, sein Versteck verlassen zu können.

Doch kaum hat er, sich vorsichtig umschauend, die Gasse betreten, erhält er einen kräftigen Hieb, der ihn von den Füßen holt.

Und plötzlich ist da – nichts mehr.

Der erste Gedanke, der ihm viel später in den Sinn kommt: Was ist passiert?

Haben die Krämerseelen ihn doch noch erwischt?

Dann spürt er die heftigen Kopfschmerzen.

Er kann sich nicht bewegen. Was hat das zu bedeuten?

Er hört Stimmen, die scheinbar unter einer hohen Decke widerhallen.

Öffnet die Augen und will nicht wahrhaben, was er sieht.

Unheimliche, grässliche Gestalten kommen, vergnügt miteinander schwatzend, näher. Die Kreaturen sehen aus, als seien sie geradewegs der Unterwelt entschlüpft.

Die Angst raubt Giulio fast den Verstand. Er weiß instinktiv, das ist sein Ende. Aber noch größere Angst hat er davor, was ihm vorher noch angetan werden könnte? Grauenvolle Albtraum-Fantasien fallen über ihn her. Die Gedanken jagen unkontrolliert durch seinen Kopf und stürzen schließlich in ein schwarzes Loch.

Gnädig nimmt die Bewusstlosigkeit Giulio erneut in die Arme.

Vor dem Gefesselten, der mit einer klaffenden Kopfwunde auf der harten Erde liegt, bleiben die Gestalten schweigend stehen, starren ihn an und nicken zufrieden mit dem Kopf, als hätten sie gerade einen großen Coup gelandet.

Natürlich kann Giulio es nicht wissen und er hätte sicher auch gerne auf diese zweifelhafte Ehre verzichtet: Aber er ist das erste Opfer einer mysteriösen Entführungsserie, die noch viele junge Männer nach ihm ins Unglück stürzen sollte.

## Kutschen-Ouvertüre

Der junge Händel scheint zu schlafen.  
Aber er schläft nicht.

Dösend treibt er auf Erinnerungsfetzen seiner Reise dahin, während die rechte Hand Fingerübungen in den Oberschenkel stantzt.

Es quietscht und knarrt seit einer Ewigkeit und wie viele Ewigkeiten stehen noch bevor, wenn man bedenkt, dass die Überquerung der Alpen erst in zwei Tagen beginnt? Jeder aufkeimende Gedanke an eine Melodie wird im Fortissimo von 16 Pferdehufen in den Schmutz getreten. Und der Hintern wird bei all den Stößen durch eine nicht vorhandene Federung immer mehr zu einem gefühllosen, abgestorbenen Körperteil.

Außerdem stinkt es nach altem Leder, ungewaschener Wäsche, Schweiß, schlechtem Atem, nach Perücken- und Gesichtspuder und nach Pferd. Dass der kleine Mann ihm schräg gegenüber gerade mühsam seine Schnallenschuhe abstreift und fasziniert den Bewegungen seiner Zehen in dampfenden Strümpfen zusieht, macht die Luft auch nicht besser.

Wenn er allerdings an die Luft in den Schlafräumen der Poststationen denkt, ist der Geruch heute in der Kutsche fast noch erträglich, und das will etwas heißen. Von dem Ungeziefer, das dort bis auf wenige Ausnahmen anzutreffen war, ganz zu schweigen. In der Poststation hinter dem Spessart hatte er es sogar vorgezogen draußen zu schlafen. Die drei Schlafsäle waren überfüllt. Eine Kutsche war ausgeraubt worden und sämtliche Passagiere samt Kutscher und Bremser hatten sich nur mit dem, was sie auf dem Leib trugen, zu Fuß bis zur Poststation durchgeschlagen. Sie waren völlig verdreckt, zwei waren verwundet. Es herrschte Chaos.

Die Überfallenen maulten, wollten von der dortigen Kutsche mitgenommen werden, was unmöglich war. Es kam zu Rangeleien. Schließlich blieb ihnen aber nichts anderes übrig, als in der Poststation auszuharren, bis eine Ersatzkutsche eintreffen würde. Dadurch waren alle Nachtlager belegt. Manche schliefen zwischen den harten Pritschen auf dem Boden. Was keinen so großen Unterschied bezüglich der Unterlage machte. Händel hatte versucht, eingeklemmt zwischen einem schnarchenden und einem stöhnenden Unfallopfer einzuschlafen. Der Platzmangel, die Geräusche und der Geruch in dem überfüllten Raum waren schier unerträglich. Nach einer halben Stunde hatte er sich erhoben, war vorsichtig über einige herumliegende Körper gestiegen und hatte sich draußen unter einem Baum zum Schlafen gelegt. Da sein Gepäck mit der Kutsche in den Stallungen gut aufgehoben war, musste er sich bezüglich der Räuber im Spessart keine Sorgen machen. Auch wenn er nicht besonders gut unter dem Baum geschlafen hatte, war die Luft auf jeden Fall besser.

Nun ist es aber nicht so, dass Händel sich über die Mühsale einer Kutschfahrt empört hätte. Weit gefehlt. Er ist 21 Jahre alt. Ein großgewachsener, kraftstrotzender, gutaussehender junger Mann. Sein Jabot ist sehr locker, um nicht zu sagen, nachlässig um den Hals geschlungen. Das ausgewaschene braune Justaucorps ohne jeglichen Zierrat zeigt schon einige Gebrauchsspuren. Das neue orangefarbene wird er erst am Hofe des Medici tragen, ebenso die gute Perücke. Während der Reise in der Kutsche genügen ihm eine platte schwarze Kappe, die ebenfalls schwarze Kniebundhose samt braunen Strümpfen und Schnallenschuhen – nicht aber für die Gesellschaft in einem Palazzo.

Trotz aller Strapazen hatte er die Reise bisher sehr genossen: Die gemächlich an ihm vorbeiziehende Landschaft, den von Poststation zu Poststation wechselnden Zungenschlag, der, je weiter

sie nach Süden kamen, oft nur noch schwer zu verstehen war. Es war als hätte sich jeder dieser Dialekte eine andere Melodie zu eigen gemacht, was den jungen Musiker oft genug zur Inspiration für eine musikalische Idee diente, die gleich festgehalten werden wollte.

Und außerdem, wer reisen will, den erwartet nichts anderes als Mühsal.

So ist es nun mal.

Und wessen Reise nach Italien geht, dem ist das sowieso einerlei.

Allein das Ziel zählt.

Es ist bereits die dritte Kutsche, in die der junge Händel umsteigen musste. Zweimal wegen eines Achsbruchs und das letzte Mal kurz vor München war ein Deichselbruch die Ursache. Dabei war ihm die Zusammensetzung der Fahrgäste recht angenehm gewesen. Zwei sehr schweigsame Damen, die zu einer Beerdigung nach München unterwegs waren und ein älterer Organist aus Mainz. Man konnte ganz angenehm mit dem Mann plaudern, auch wenn Händel nicht verstanden hatte, was ein Musiker in Wien zu suchen hat.

Dass sich das in den nächsten Jahrzehnten ändern sollte, konnte im Jahr 1706 noch niemand ahnen.

Ab München war die Kutsche mit vier Personen besetzt. Er fühlte von Beginn an eine seltsam angespannte Atmosphäre.

Ihm gegenüber sitzt ein dicker, rundlicher Mönch namens Benno. Das meist freundlich lächelnde Gesicht von keinem Bart haar verunziert. Seine Ordenstracht ungewöhnlich gepflegt und sauber. Er vermittelt den Eindruck eines Mannes, der mit Gott, der Welt und sich selbst völlig im Reinen ist.

Daneben sitzt Melchior Kaspar in Strümpfen, nach seiner Klei-

dung zu urteilen, ein offensichtlich mittelmäßig erfolgreicher Kaufmann. Er komme aus Nürnberg, sagte er beim Einsteigen. Ein Faszinosum an dem kleinen Mann ist seine Perücke, nicht weil sie besonders prachtvoll gewesen wäre. Nein, bei Weitem nicht, aber bei jedem der unzähligen Schlaglöcher, in die die Räder der Kutsche donnern, verrutscht sie einmal weit nach links oder rechts, dann wieder bis tief in die Stirn. Kaspar schiebt sie sogleich zurecht, so weit nach hinten, dass der hohe Ansatz einer Glatze sichtbar wird und beim nächsten Schlagloch, auf das alle gespannt warten, beginnt das Schauspiel wieder von vorn.

Neben Händel sitzt, ganz in schwarz gekleidet, das Haupt zumeist von einer Kapuze bedeckt, ein kantiger Mann namens Schmitz, von dem nach der kurzen Vorstellungsrunde, kaum noch etwas zu hören war. Sein hageres, hartes Gesicht macht es schwer sein Alter zu schätzen. Vielleicht gerade noch in den Zwanzigern, möglicherweise auch schon viel älter. An jedem Finger seiner rechten Hand trägt er einen breiten silbernen Ring mit einer leicht erhöhten Gravur. Ob das ein Zeichen von Eitelkeit oder zu etwas anderem nützlich ist, weiß wohl nur dieser Schmitz selbst.

Mittlerweile ist jedes Gespräch schon vor Stunden eingeschlafen und es liegt etwas nur schwer Greifbares in der Luft, was dem Geruch in der Kutsche sehr nahekommt; erdrückend und unergründlich. Und über allem ein diffuses Knistern, dem sich der Mann ohne Schuhe unübersehbar kaum noch entziehen kann. Er hebt den Kopf, als wolle er etwas sagen, bricht aber doch ab und schaut auf seine sich bewegenden Zehen. Von dort blickt er fasziniert auf die sich ebenfalls bewegenden Finger des jungen Händel. Wie flinke Spinnenbeine tanzen sie auf den mächtigen Oberschenkeln hin und her, auf und ab. Summt der Bursche vor sich hin? Nein, man kann nichts hören in dem Lärm. Oder doch? Seine Neugier, er weiß es selbst, er konnte sich ihr noch nie ent-

ziehen, seiner Geschwätzigkeit ebenso wenig. Jegliches längere Schweigen in Gesellschaft ist ihm schier unerträglich, bereitet ihm fast körperliche Schmerzen. Also hebt er erneut den Kopf. Aber bevor er ein Wort herausbringt, wird er von einem lauten Furz des Mönchs neben ihm unterbrochen und verharrt erneut in Schweigen. Niemand zeigt eine Reaktion, nur der Mönch lässt ein entschuldigendes Grinsen über sein rundes, freundliches Gesicht huschen.

Dann endlich doch! Der Kaufmann nimmt einen neuen Anlauf und schon schießen die Worte heraus: „Darf ich gütigst fragen, Herr Musicus Händel, wo man doch so eng und gemütlich beisammensitzt, welche Gedanken Ihr hinter den fliegenden Fin gern hegt?“

Händel war so sehr in sich windenden Melodielinien verloren, dass er erschrocken und wütend zugleich den Kopf nach hinten wirft. Mit blitzenden Augen starrt er den Fragesteller an. „Ich bin gerade im Begriff, mich auf das nächste Duell vorzubereiten.“

Totenstille. Selbst die allgegenwärtige Kakophonie, die das Reisen in einer Kutsche mit sich bringt, scheint für einen Augenblick verstummt.

*Melchior*, hört er die eisige Stimme seiner Frau, *durch deine ewige Neugier und Geschwätzigkeit wirst du noch mal richtig auf die Schnauze fallen. Du bist schlimmer als jedes Marktweib in Nürnberg.* Wie recht sie doch hat, die Gute. Er will etwas zur Entschuldigung sagen, aber sein Mund ist so trocken wie die quietschenden Radnaben.

Der dicke Mönch neben ihm versucht ein gelangweiltes Pfeifen, aber rechte Töne kann man das nicht nennen, was dabei herauskommt.

Und der Fahrgast in schwarz, der neben Händel sitzt, greift ganz langsam nach hinten. Das Gesicht von Schmitz ist kaum zu

erkennen, da er seine Kapuze bis tief in die Stirn gezogen hat. Melchior und Benno schauen gebannt auf die langsame Bewegung der Hand.

Die Zeit scheint stillzustehen.

Melchior beginnt aus unerfindlichen Gründen plötzlich stark zu schwitzen. Auch der Musiker nimmt die Bewegung aus den Augenwinkeln wahr.

Schließlich kratzt die Hand von Schmitz jedoch nur genüsslich über seine Hüfte.

Ein donnerndes Lachen von Händel löst letztlich die völlig unbegründete Spannung. „Aber da das letzte Duell noch gar nicht lange her ist, hat das nächste hoffentlich noch etwas Zeit.“ Und seinen Worten folgt erneut ein herzhaftes Lachen, in das die anderen Fahrgäste nur zu gerne befreit einstimmen. Allein Schmitz kann offensichtlich nichts Lustiges daran finden.

Melchior hat die Vorhaltungen seiner Frau schon wieder vergessen und fragt, wenn auch sehr vorsichtig: „Herr Musicus Händel, mögt Ihr vielleicht davon berichten?“

Als der junge Mann nun zu erzählen beginnt, merkt man schnell, dass er gewohnt ist, sich zu präsentieren, dass da etwas ist – eine Aura? – dem sich ein Publikum, egal auf welcher Bühne, nur schwer entziehen kann.

„Keine große Geschichte. Kein Blut geflossen. Mattheson. Guter Freund ... eigentlich. Als Musiker wäre er kein großer Verlust gewesen. Viel wird da nicht mehr von ihm kommen. Eventuell ein paar Sachen für Querflöte, wenn's hochkommt. Aber vielleicht sollte er die Finger ganz von der Musik lassen und in den diplomatischen Dienst gehen, da werden Leute mit seinem Talent zum Ränkeschmieden händeringend gesucht.“

Hat sich bei den Wörtern *diplomatischer Dienst und Ränkeschmieden* der Kopf unter der Kapuze kurz bewegt, als hät-

te ein Jagdhund Witterung aufgenommen? Niemand scheint es zu bemerken, da jeder mit sich selbst beschäftigt ist.

Benno lächelt selig vor sich hin, als gäbe es in der Welt für ihn keinerlei Überraschungen mehr, da sowieso alles in Gottes Hand liegt und da liegt es seiner Ansicht nach sehr gut. Zumal er an dem Geschäft der Diplomatie nichts auszusetzen hat – ganz im Gegenteil.

Melchior hingegen haben diese zwei Worte erneut in eine fast fiebrige, ängstliche Schockstarre versetzt, ohne dass er selbst im Detail hätte sagen können, warum. Vielleicht weiß er es auch besser, als ihm lieb ist. Erst als Händel mit seiner Erzählung fortfährt, löst sich die Beklemmung allmählich in ihm auf.

„Mattheson ist einige Jahre älter als ich, war in Hamburg schon bekannt als Sänger, spielte das Cembalo, schrieb Opern, die er auch zur Aufführung brachte. Ich spielte das Cembalo bei Opern von anderer Feder und auch bei Matthesons Opern, wenn er gerade auf die Bühne stiefelte, um eine Arie zu singen. Soweit so gut. Ich hatte zu der Zeit wenig Geld und so war ich mehr als glücklich, dass ich als Cembalo-Lehrer bei einem vermögenden Engländer namens Cyril Wyche ein anständiges Salär verdienen konnte. Bis Mattheson es für nötig hielt, sich selbst als Lehrer aufzudrängen und mich damit einer wichtigen Einnahmequelle beraubte. – Die Herren werden verstehen, dass ich darüber erbost und wütend war.“

Die Köpfe von Benno und Melchior nicken verständnisvoll. „Das war sicher nicht recht von ihm“, kann sich Melchior nicht zurückhalten. „Da gab es seinerzeit einen Zwischenfall in der Zukunft, als...“

„Melchior bitte! Lasst den jungen Händel weitererzählen“, unterbricht ihn Benno, denn auch er ist von Natur aus neugierig, aber er weiß, seine Neugier nutzbringend und eher unauffällig einzusetzen und nie mit der Tür ins Haus zu fallen.

„Natürlich. Selbstverständlich. Ich dachte ja nur, weil...“

„Bitte!“, brummt Benno nun etwas lauter.

„Wie gesagt, ich war sehr wütend, kochte regelrecht vor Wut und wollte es ihm heimzahlen. Es war am 5. Dezember vor zwei Jahren bei der Aufführung seiner Oper *Cleopatra*.“

„Ah, Cleopatra, ja, das ist interessant, weil...“

Ein Blick von Benno genügt, um Melchior zum Schweigen zu bringen.

„Mattheson spielte also das Cembalo, bis er zu seinem Einsatz als singender Antonius die Bühne betrat, und ich mich ans Cembalo setzte. Nach seinem Gesangspart kam er zurück ins Orchester, um wie vereinbart, erneut meinen Platz am Cembalo zu übernehmen.“

Händel macht eine Pause, schaut seine Gegenüber einen nach dem anderen fragend an.

„Nun, was habe ich wohl gemacht, um dem Kerl zu zeigen, dass ich mir nichts mehr von ihm gefallen lasse?“

„Nun ja, vielleicht...“

„Was vielleicht?“, wird er erbost von Benno unterbrochen.

„Nun ja...“ *Warum kann ich auch nie meinen Mund halten*, ermahnt sich Melchior und versucht schnell abzulenken. „Nur weiter, Herr Musicus!“

„Nun ja ...“, äfft Händel Melchior grinsend nach. „Ich bin sitzengeblieben und habe einfach weitergespielt. Da konnte Mattheson noch so sehr in meinem Rücken vor Wut kochen und an meiner Schulter zerren, erst sehr zaghaft, dann immer heftiger. Ich spielte wild entschlossen einfach weiter. Was sollte er schon tun? Einen großen Eklat konnte er ja kaum herbeiführen, hätte er damit doch die Aufführung seiner eigenen Oper zu Schanden gemacht. Wozu es wirklich nicht viel bedurft hätte, wenn man ehrlich ist. Lange Rede, kurzer Sinn, ich habe die Oper bis zum Ende

auf dem Cembalo begleitet. Da konnte er in meinem Rücken brodeln und toben wie er wollte.

Nach der Aufführung draußen auf dem Gänsemarkt kochte der gute Mattheson noch immer vor Wut und versetzte mir, umgeben von seinen feinen Freunden, eine Ohrfeige. Aber derlei kennt man ja von der Oper.“

„Von der Oper?“, fragt Melchior, der den Zusammenhang nicht versteht.

„Natürlich von der Oper! Was denn sonst!“ Benno ist die ewigen Unterbrechungen Melchiors leid, allerdings nickt er verstehend und vielsagend mit dem Kopf. *Natürlich von der Oper. Was denn sonst! Gottgefälliges Tun ist da nicht zu erwarten.*

„Eine öffentliche Ohrfeige! Ha, wenn das kein Grund für ein Duell ist! Also zogen wir auf der Stelle die Degen. Das Gegeneinanderschlagen der Klingen hallte über den Gänsemarkt. Und in Windeseile waren wir umringt von einer immer größer werdenden Menschenmenge, die in gehörigem Sicherheitsabstand nun endlich das Spektakel erwartete, das sie sich eigentlich von der Oper erhofft hatte. Aber auch hier wurde sie enttäuscht, denn es wurde nur ein kurzes Tänzchen.

Mattheson stellte sich in Positur. In der Rechten ein italienisches Rapier mit glockenförmigem Handschutz. Die Glocke tief gewölbt, sauber durchbohrt und mit eingraviertem Rankenmuster verziert. Die Vierkantklinge trug die Signatur Solingen ... Ja, das muss man dem guten Johann lassen, auf Protz versteht er sich ... Mein Degen war nicht der Rede wert. Habe darauf nie besonders geschaut. Bin immer davon ausgegangen, dass er zum Flanieren gut genug ist. Nun sollte er also bei einem Duell zum Einsatz kommen.

Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass Mattheson – wenn man die Regeln ernst nimmt, aber wer tut das schon? – als Sieger vom Gänsemarkt gestiefelt wäre. Denn der Geck hatte tatsächlich

den ersten Treffer gesetzt.“ Mit einem lauten Lachen unterbricht er seine Worte. „Ich hatte Glück, ein großer metallener Knopf an meinem Rock ließ die teure Klinge des Gegners abbrechen. Ende des Spektakels! ... So sitze ich den Herrschaften hier und heute wohlbehalten gegenüber.“

Benno grinst. „Soso, da hatte also der junge Händel einige Händel in Hamburg ... Da wollen wir doch hoffen, dass Händel Händel in Italien erspart bleiben.“

„Dass Händel Händel ... Tolles Wortspiel, werter Benno! Ganz tolles Wortspiel! ... Hahaha ... Händels Händel in Italien! Zu köstlich! ... Naja, wir wollen es natürlich nicht hoffen ... nicht wahr.“ Melchior glaubt, damit nun endlich einmal Zustimmung von seinen Mitreisenden zu erhaschen. Vergeblich. Allein das allgemeine Gelächter versöhnt ihn ein wenig.

Ob Schmitz auch lacht oder nur ein verächtliches Schnauben ausstößt, bleibt unklar.

In die allgemeine Heiterkeit hinein ist Melchior jedoch schon wieder in seinem Element. „Reisen die werten Herren auch nach Italien?“

„Selbstverständlich“, brummt Benno.

Genug geredet.

Es ist nicht zu übersehen, dass über ihre Ziele in Italien keiner so recht ein Wort verlieren will. In diesem Fall gilt das sogar für den ansonsten sehr mitteilungsbedürftigen Melchior.

Alle versinken wieder in dösiges Schweigen bis zur Ankunft in Innsbruck.

Schmitz zieht seine Kapuze noch etwas tiefer in die Stirn. Niemand nimmt daran Anstoß. Man trifft auf Reisen so manch seltsamen Kauz.

Es sollte noch einige Zeit vergehen, bis diese Kapuze endlich gelüftet wird.